



Übersetzung der Rede von Rev. Dr. John C. Dorhauer, General Minister und Präsident der United Church of Christ, USA, vor der Vollkonferenz der Union Evangelische Kirchen in der EKD (UEK) am 08.11.2019 in Dresden

Es ist mir eine große Ehre, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen.

Ich möchte von der Trauer sprechen, die ich zusammen mit vielen anderen gutwilligen Amerikanern zurzeit durchlebe. Das Amerika, in dem wir aufgewachsen sind, droht sich aufzulösen. Das bricht mir das Herz. Vor drei Jahren hätte ich mir das Amerika, in dem wir heute leben, so nicht vorstellen können. Natürlich hat es auch vorher schon Rassismus gegeben. Ja, auch vorher haben wir über die Sicherung unserer Landesgrenzen gestritten, besonders nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001. Auch handelt ein Teil unserer Geschichte von der Unterwerfung und Ausrottung unserer indigener Bevölkerungsgruppen.

Und doch, als ich aufwuchs, habe ich andere, wichtige Narrative gehört und gelernt. Geschichten, die einen Glauben an die Güte und Würde aller Menschen prägten. Sie haben in mir das Verlangen geweckt, Hindernisse zu überwinden, die der Erfüllung dieser Ideale im Wege standen. Als Kind hörte ich Predigten und Reden von Martin Luther King Jr. Meine ganze Kindheit hindurch beobachtete ich die geschichts- und wirkmächtige Bürgerrechtsbewegung in ihrem Kampf für die Überwindung von Rassismus. Meine Lehrer lasen uns die Reden des amerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln vor. In seiner Amtszeit konnten sich die Sklaven emanzipieren.

Am eindrücklichsten fand ich die Geschichte der Freiheitsstatue. Mehr als alle anderen Monumente in Amerika prägte sie mein Verständnis dessen, was es heißt, ein Amerikaner zu sein. Die Präsenz der „Lady Liberty“ im New Yorker Hafen erinnerte mich daran, dass Amerika ein Land der Immigranten und Flüchtlinge war. Wie das biblische Buch Exodus die in den Bund mit ihrem Schöpfer eintretenden Israeliten daran erinnert, dass sie einst Sklaven waren, so stehen auch am Anfang unserer amerikanischen Geschichte die Worte: „Einst waren wir Sklaven. Einst waren wir Einwanderer. Einst waren wir Fremde.“

Was für ein starker Anfang für eine Geschichte! Amerika war das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Dichterin Emma Lazarus hat es in einem Gedicht beschrieben. Es ist auf dem Sockel der Freiheitsstatue zu lesen:

Gebt mir eure Müden, eure Armen,
eure geknechteten Massen, die frei zu atmen begehren,
die bemitleidenswerten Abgelehnten eurer gedrängten Küsten.
Schickt sie mir, die Heimatlosen, vom Sturme Getriebenen.
Hoch halte ich mein Licht am goldenen Tor!

Sende sie, die Heimatlosen, vom Sturm Gestoßenen zu mir.
Hoch halte ich meine Fackel am goldenen Tor.

„Lady Liberty“, die Freiheitsstatue, wurde auch die „Mutter der Exulanten“ genannt. Uns wurde erzählt, dass von der Fackel ihrer erhobenen rechten Hand ein weltweit zu vernehmender Willkommensgruß ausging.

Viele Amerikaner haben Ellis Island, auf der die Freiheitsstatue steht, besucht. Sie zum ersten Mal zu sehen, ist für uns alle atemberaubend gewesen. Uns Kindern, die die Insel besuchten, wurden Geschichten von Einwanderern erzählt, deren Leben sich dort veränderte. Uns wurden Fotos von Einwanderern aus aller Welt gezeigt. Wir lasen Bucheinträge, in die jeder Name und jedes Ankunftsdatum für alle Zeit eingeschrieben wurden. Dort den Namen eines Vorfahren zu entdecken, war ein geradezu religiöses Erlebnis. Das war unsere gemeinsame story. Amerika war das Land der Möglichkeiten, wo jeder Mensch, egal woher er kam, mit nichts ankommen und durch harte Arbeit in einer Kultur des Willkommens ein neues Leben beginnen konnte. Das war der amerikanische Mythos. Die Statue, das Gedicht, die Erzählungen und Bilder haben jedem amerikanischen Kind voll Stolz vermittelt, dass wir die Fremden von Anfang an mit offenen Armen empfangen haben.

Mythos und Realität sind aber oft zwei verschiedene Dinge. Mythen und Narrative dienen nicht primär der Gegenwartsbeschreibung. Sie sind vielmehr dazu da, Zukunftshoffnungen zu wecken. Sie beschreiben, was zu werden wir anstreben sollten im Gegensatz zu dem, was wir gegenwärtig tatsächlich sind.

Kein Zweifel: Trotz des Mythos von „Lady Liberty“, die mit ihrer Fackel neben dem goldenen Tor steht und den Heimatlosen, den Sturmgetriebenen den Weg in die Geborgenheit erleuchtet, sind immer auch Fremdenhass und Rassismus ein Teil der kulturellen Identität Amerikas gewesen. Die Bürgerrechtsbewegung benutzte die Erzählung von der Aufnahme der Fremden dazu, Fremdenfeindliche an den Rand zu drängen und deren Einfluss zu minimieren.

Donald Trump ist in meinem Leben der erste Politiker, der gewählt wurde, *weil* er ein Rassist ist. Ich habe immer geglaubt, dass die menschliche Geschichte auf Gerechtigkeit hin ausgerichtet sei. Die Stimmen der ignoranten Rassisten, der weißen Überlegenheitsphantasten, Frauenfeindlichen und Homophoben verschwanden zwar nicht, wurden aber immer mehr an den Rand gedrängt, wo sie wenig Macht und noch weniger Glaubwürdigkeit hatten.

Amerika aber hat einen Präsidenten gewählt, der das alles in sich vereinigt: Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Frauenhass und Homophobie. Das über Jahrzehnte währende bürgerrechtliche Engagement hatte bedeutende Siege errungen im Blick auf das Wahlrecht für Schwarze, das reproduktive Recht für Frauen, Eherechte für gleichgeschlechtlich liebende Paare und die Gleichstellung von Transsexuellen. Das alles wird nun in atemberaubender Geschwindigkeit zunichte gemacht. Das amerikanische Narrativ ist im Begriff, umgeschrieben zu werden. Im Jahr 2016, mit der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten, hat sich unser Narrativ verändert. Einwanderer wurden nun öffentlich als Mörder,

Vergewaltiger und Drogendealer beschimpft – vom Präsidenten! Muslime wurden Terroristen genannt und Opfer eines zum ersten Mal in der US-Geschichte über eine ganze Religion verhängten amerikanischen Banns. Frauen wurden einmal mehr Opfer von Männergelüsten. Ein Mann, der vor laufender Kamera angab, eine Frau an ihren Genitalien begripschen zu dürfen, weil er berühmt sei und sie es wolle, sollte zwei Wochen später gewählter Präsident sein!

Ganz Afrika wurde zu einem „shithole country“ degradiert – eine Aussage, die offenkundig werden ließ, dass der derzeitige Präsident rohe Ausdrucksweisen bevorzugt und einen extremen Rassismus gegen schwarze und braune Bevölkerungsgruppen zu richten gewillt ist. Ganz zu schweigen von seiner völligen Unkenntnis der Weltgeographie. Als er vor kurzem sich dadurch blamierte, dass er öffentlich vorgab, Grönland kaufen zu wollen, reagierte ein Socialmediabeitrag mit den Worten. „Gut, wir erlauben es ihm, aber nur, wenn es ihm gelingt, Grönland auf einer Landkarte zu finden.“

Vier ordnungsgemäß gewählte Abgeordnete des US-amerikanischen Repräsentantenhauses, von denen drei als US-Staatsbürgerinnen geboren wurden und eine aus Somalia in die USA geflohen war – ihr wurde später die amerikanische Staatsbürgerschaft zuerkannt – diese vier Abgeordneten wurden bei einer Wahlkundgebung Gegenstand eines Sprechchores: Der Satz „schickt sie zurück!“ erscholl aus tausenden Kehlen. Die Zahl der Hassverbrechen nehmen in den USA wieder zu.

Das Amerika, an das ich in meiner Kindheit geglaubt habe, löst sich auf, ist im Begriff, zu verschwinden. Das liegt weniger an der Person Donald Trumps, als vielmehr am Wiedererstarken rassistischer Bevölkerungssteile, die den Rassisten Donald Trump als ihren Hoffnungsträger feiern. Sein Motto „Make America Great Again“ wird von vielen mit „Make America White Again“ übersetzt. Nach Jahrzehnten, in denen wir Amerikaner uns gegenseitig die Geschichten von unserer Fremdenfreundlichkeit erzählt haben, führt uns nun Donald Trump in die „glorreichen“ Tage unserer rassistischen Vergangenheit zurück.

Wir sind dabei nicht allein. England hat sich seinen eigenen Populisten in der Person Boris Johnsons gewählt. Ungarn hat Viktor Orban, Indien hat Narendra Modi und Brasilien hat Jair Bolsonaro. Hinzu kommt, dass Israel sich unter der Politik Netanyahus immer weiter nach rechts bewegt und eine unheilige Allianz mit Donald Trump eingegangen ist.

Hier hat die Kirche, die als Kirche immer auch nationale und politische Grenzen zu überwinden hat, eine zentrale Rolle zu spielen. Für mich ergibt sich daraus die folgende Frage: Werden wir das Narrativ der Hoffnung lebendig erhalten? Werden wir uns an die Geschichten erinnern, die Generationen von Menschen inspiriert haben, Fremde aufzunehmen? Werden wir uns denjenigen, die andere durch ihre „schickt-sie-zurück-Rufe“ einzuschüchtern versuchen, in den Weg stellen und sie daran erinnern, dass auch wir einmal Fremde gewesen sind?

Das ist der Auftrag der Kirche. In Erinnerung an Esther glauben wir, die Mitglieder der United Church of Christ (UCC), dass wir gerade für solche Zeiten, wie wir sie jetzt erleben, berufen worden sind. In Erinnerung an Jesaja antworten wir auf diesen Ruf mit dem

einfachen „Herr, hier bin ich“. In Erinnerung an die Nacht, in der Jesus verraten ward, wiederholen wir immer wieder die Worte aus dem hohepriesterlichen Gebet Jesu im Johannesevangelium, die gleichzeitig als Motto der UCC dienen: „Auf dass sie alle eins seien“.

Die Art von Einheit, um die Jesus gebetet hat und die die UCC anstrebt, ist nicht die Einheit einer erzwungenen Konformität. Sie wird am besten durch den in unserer Kirche vielfach wiederholten Satz ausgedrückt: „Ganz gleich, wer du bist, oder wo du dich auf deinem Lebensweg befindest, hier bist du willkommen.“ Ich darf das noch einmal wiederholen: „Ganz gleich, wer du bist, oder wo du dich auf deinem Lebensweg befindest, hier bist du willkommen.“

Wie sieht das konkret aus?

Es ist frappierend, wie sehr diese Worte den Worten der Dichterin Emma Lazarus ähneln. „Gebt mir eure Müden, eure Armen, eure geknechteten Massen, die frei zu atmen begehren.“ „Ganz gleich, wer du bist oder wo du herkommst, hier bist du willkommen.“ Die Kirche im Allgemeinen und die UCC im Besonderen fühlt sich vom Heiligen Geist des lebendigen Gottes und des auferstandenen Christus berufen, das Narrativ der Willkommenskultur, der Einheit, der Liebe, der Akzeptanz, der Gleichheit, der Gerechtigkeit für alle zu erhalten. Vor vier Jahren – ein Jahr, bevor Trump gewählt wurde – hat sich die UCC der Aufgabe gestellt, ihren Zweck, ihr Leitbild und ihre Vision zu formulieren.

Geleitet von der Kraft des Heiligen Geistes, haben wir folgendes formuliert: Unsere Antwort auf die Frage „Wozu braucht Gott uns?“, lautet ganz schlicht und einfach: „Um den Herrn, unsern Gott, zu lieben von ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit ganzem Verstand, mit ganzer Kraft und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Unser Leitbild heißt: „Liebe alle, heiße alle willkommen und suche nach Gerechtigkeit für alle.“ Unsere Vision antwortet auf die Frage: „Wenn wir unserem Leitbild entsprechen, was werden wir dann sehen?“ Sie lautet: „Eine gerechte Welt für alle.“ Als wir diese Aussagen formulierten, haben wir das Aufkommen einer faschistoiden Politik noch nicht vorhersehen können. Wenn wir sie aber in unserem jetzigen politischen Kontext lesen, kommen sie uns wie eine eindringliche, notwendige Aufforderung vor. Wenn nicht wir, wer dann? Wenn nicht jetzt, wann dann?

Die United Church of Christ steht bereit, den Ruf des Heiligen Geistes zu empfangen. Sie wird für unser Land und für die ganze Welt mit dem Evangelium von der Hoffnung ein Mittel gegen die Rhetorik des Hasses und der Verzweiflung verkündigen – gegen die Rhetorik, die täglich vom höchsten Amt unseres Landes ausgeht. Seit der Wahl Donald Trumps und dem Verfassen unserer Zweck-, Leitbild- und Visionsaussagen habe ich immer wieder über Lukas 10 gepredigt, das Evangelium, in dem Jesus sagt, das ganze Gesetz lässt sich so zusammenfassen: Liebe Gott und Deinen Nächsten.

Vor kurzem habe ich selbst erfahren, wie es ist, als Fremder aufgenommen zu werden: Ein Morgen in Bethlehem.

Ich war ein Fremder in einem fremden Land. Ich lief durch eine enge, dicht bevölkerte Gasse, eng gesäumt von Häusern, auf beiden Seiten Markthändler. Autos kamen mir

entgegen. Es waren viele Menschen in dieser engen Straße unterwegs. Ein Auto bog in die Straße ein, konnte sich aber wegen der vielen Menschen kaum fortbewegen. Ich lief ein oder zwei Minuten lang neben dem Auto her. Am Fenster des Vans sah ich das Gesicht eines Kindes. Es war ein Mädchen, etwa sechs Jahre alt. Sie hielt eine Plastikflasche mit Wasser in ihren Händen, die sie immer wieder zusammendrückte. Der Wasserstrahl schoss heraus, worüber sie sich sichtlich erheiterte. Sie achtete nicht auf den Fremden, der neben ihr herlief. Als sie abermals auf die Flasche drückte, traf mich der Wasserstrahl am Oberkörper. Sie blickte auf und sah, dass mein Anzug klatschnass war. Im Nu schlug ihre heitere Stimmung in Furcht um. Sie glaubte, gleich gäbe es Ärger. Wenn es eine Gegend auf unserer Erde gibt, in der Kinder allen Grund haben, Angst vor Fremden zu haben, dann ist es Palästina, dann sind es Kinder wie dieses palästinensische Mädchen. Sie wuchs unter der Besatzung israelischer Soldaten auf. Sie konnte ihr Zuhause und ihre Nachbarschaft nicht verlassen ohne die Erlaubnis dieser Soldaten. All das machte unsere weitere Begegnung mehr als erstaunlich. Als ich ihre Angst vor möglichem Ärger in ihrem Gesicht sah, versuchte ich, ihr alle Angst zu nehmen.

Ich wusste nicht, welche Sprache sie spricht. Ich lächelte sie also einfach nur an, um ihr zu signalisieren, dass ich nicht verärgert oder gar böse auf sie bin. Sofort lächelte auch sie mich freundlich an. Wir beide waren amüsiert, irgendwie fröhlich, sie schaute mich an und sagte: „Hallo.“ Und ich sagte auch schlicht: „Hallo.“ Sie schaute mir kühn in die Augen, ganz direkt und fragte mich: „Wie heißt du?“ Ich sagte: „John, und du?“ Sie antwortete: „Ich heiße Sama.“ Ich sagte: „Sama, you’re beautiful.“ Das waren die letzten Worte, die wir wechselten. Sama kicherte und verschwand im Auto. Sie wandte sich ihren Eltern zu und sagte: „Ihr habt’s gehört, nicht wahr!“ Dann wandte sie sich wieder mir zu und lachte. Die Menge öffnete die Straße, das Auto fuhr fort, den Hügel hinauf, bog rechts ab, verschwand ... ich konnte ihr Lachen noch lange hören.

Diese Geschichte ging mir noch lange nach. Ich habe sie nicht vergessen. Wenn ich erzähle, in was für einer Welt ich gerne leben möchte, dann verdeutliche ich es mit dieser Geschichte. Es ist eine Welt, in der Kinder lernen, Fremde willkommen zu heißen. Auf der ganzen Welt lernen Kinder: Fremde haben Waffen. Es ist besser, dass man sich vor ihnen in Acht nimmt, sich vor ihnen fürchtet. Dass Fremde Mörder sind, Vergewaltiger, Drogendealer, dass man schwarzen Menschen nicht trauen darf und dass Moslems Terroristen sind. Jemand muss dagegen aufstehen und unseren Kindern beibringen, Fremden in unserer Mitte freundlich, mit einem Lächeln zu begegnen, unsere Nächsten zu lieben, wer immer sie sind und wo immer sie herkommen.

Sama hat mich inspiriert. Nach ihrer eigenen Lebenserfahrung hätte sie eigentlich Angst vor mir haben sollen – aber sie hatte keine Angst. Welche Erzählungen hat sie gehört, die ihr halfen, einem Fremden freundlich zu begegnen? Sie folgte einfach ihrem natürlichen Instinkt – und das war wunderbar. Wir müssen das weitertragen, Geschichten wie diese, an unsere Kinder und Enkel. Es darf nicht sein, dass die einzigen Geschichten, die sie hören und verinnerlichen, Geschichten von Hass und Angst sind. Es darf nicht sein, dass unsere Kinder und Enkel nur ihresgleichen trauen und respektieren, nur denen, die ihre Sprache sprechen, die ihr Essen mögen und ihre Lieder singen. Es kann nicht sein, dass die Kirchen zu wachsendem Rassismus schweigen – die Kirchen, die Jahrzehnte hart dafür gearbeitet haben, dass Rassismus ausgerottet wird.

Wir sind der Leib Christi. Als Leib Christi haben und kennen wir die großen Erzählungen von der Freundlichkeit und Barmherzigkeit gegenüber Fremden. Die Geschichte vom Barmherzigen Samariter lehrt uns nicht nur Barmherzigkeit. Sie lehrt uns vielmehr eine Radikalität der Barmherzigkeit, denn unser Nächster ist genau der, von dem wir eigentlich gehört haben, dass wir ihn hassen und fürchten sollten. Zu Jesu Zeiten waren die Samariter ja Feinde der Juden. Im Amerika von heute würde Jesus nicht die Geschichte vom Barmherzigen Samariter erzählen, sondern die Geschichte vom guten Iraker, vom barmherzigen Syrer, vom guten Somali oder vom guten Jeminiten. Alles Länder, die als gefährlich eingestuft werden, die auf der „travel ban list“ stehen.

Die UCC nimmt den Ruf zur Nächstenliebe sehr ernst. Hier ein paar Beispiele:

- Reverend Sally Pontoh aus Madbury, New Hampshire, hat über 80 indonesische Gemeindeglieder, die von der Regierung festgenommen worden sind und denen eine Ausweisung droht. Sie organisierte erfolgreich Widerstand und erreichte tatsächlich deren Freilassung. Sie sorgte für ein Wiederaufnahmeverfahren vor Gericht. Sie wurde für ihren „heldenhaften Erfolg“ als „Newsmaker of the Year“ von ihrer Lokalzeitung nominiert.
- „Global Cleveland“ wollte unsere Stadt als eine einwanderungsfreundliche Stadt darstellen. An einem ersten Treffen war auch die UCC beteiligt. Am 16. September fungierten wir als Gastgeber eines interreligiösen Meetings in unserer Amistad-Kapelle¹ im zentralen Gebäude der Kirchenleitung der UCC. Am nächsten Tag wurde ich gebeten, im Cleveland-City-Club den Hauptredner vorzustellen, Khzir Khan, ein pakistanischer Einwanderer, dessen Sohn als US-Bürger und Soldat im Irakkrieg im Jahr 2004 getötet wurde. Er sprach darüber auch vor der Democratic Presidential Convention im Jahr 2016.
- Eine UCC-Gemeinde hing Schlafanzüge zusammen mit Fotos von festgenommenen Flüchtlingskindern auf eine Wäscheleine. Gefragt nach dem Sinn dieser Aktion, antwortete Pastor Kathy Dwyer: „Jedes Kind sollte das Recht haben, in einem eigenen Bett zu schlafen, einige Kinder aber schlafen in Zellen, in Käfigen.“
- Mitglieder der UCC-Gemeinde „Zum guten Hirten“ in Durham, North Carolina, besuchten die vierzehnjährige Ixcell Perez, die schwer an Leukämie erkrankt war und im Sterben lag. Ihr und ihrer Mutter wurde der Zugang zu lebensrettenden Medikamenten und Behandlungen verwehrt. Eine Verwandte schließlich sorgte für das Mädchen, sodass sie Hilfe erfuhr. Gemeindeglieder betreuten sie, besuchten sie täglich und setzten durch, dass die Mutter ihre vierzehnjährige, sterbende Tochter besuchen konnte.
- Die UCC-Gemeinde „Pleasant Hill“ in Tennessee kommt jeden Montag zu einem Gebet zusammen, um für Barmherzigkeit an der Grenze zu beten. Sie werden erst aufhören, wenn sich die Einwanderungsgesetze und politischen Verhältnisse geändert haben. Die Vigil nennen sie „Witness for Children“.

¹ La Amistad (spanisch für Freundschaft) war ein Schiff nordamerikanischer Herkunft. Sie wurde durch einen erfolgreichen Aufstand afrikanischer Sklaven bekannt, der sich 1839 an Bord ereignete. Das Schiff wurde vor der Küste der USA von der US-Marine aufgebracht, die die Afrikaner arrestierte. Die nachfolgenden Gerichtsverhandlungen – die sogenannten Amistad-Prozesse – fanden unter großem Interesse der zeitgenössischen US-amerikanischen und zum Teil der internationalen Medien statt und spielten eine Rolle für die Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei in den USA.

- Vor kurzem hat eine sehr kleine Gemeinde von rund 25 Mitgliedern in Yuma, Arizona, eine Gruppe von Flüchtlingen aufgenommen. Die Menschen wurden von der Einwanderungsbehörde einfach an einem Parkplatz abgesetzt, Frauen und Kinder, die kein Wort Englisch sprachen und kaum Geld dabei hatten. Die Gemeinde organisierte Übernachtungsmöglichkeiten in Familien, betreute die Flüchtlinge mit allem Notwendigen und stattete sie mit Mobiltelefonen aus, damit sie ihre Verwandten und Freunde anrufen konnten, die sich weiter um sie kümmerten.

Die UCC hat eine Kampagne gestartet, die wir die „Three Great Loves“ nennen. Diese „Three Great Loves“ sind: Liebe gegenüber Kindern, Liebe gegenüber Nächsten, Liebe gegenüber der Schöpfung. Wir posten jeden Tag kleine Geschichten auf unserer Homepage (www.ucc.org), die von diesen drei Arten der Liebe Zeugnis ablegen, die das Leben und die Welt verändern. Wir würden es sehr begrüßen, wenn auch die Kirchen in Deutschland sich an dieser Kampagne beteiligten. Wir hoffen, dass solche Zeugnisse der Liebe die Herzen und Sinne der Mächtigen verändern werden. Wir hoffen, dass die Liebe, für die wir eintreten, die einfach und schlicht ist, mit dafür sorgen wird, dass Fremdenhass und Ausländerfeindlichkeit überwunden werden, die uns alle zerstören können. Der große US-Präsident Abraham Lincoln hat einmal gesagt: „Jedes Haus, das in sich uneins ist, wird nicht bestehen.“² Das Amerika Lincolns, für das er eintrat, kämpfte und starb, war ein Amerika der Einheit. Dieses Amerika steht nun in der Gefahr, ein Haus der Zwietracht zu werden, das keinen Bestand haben wird. Die UCC weiß um den eindringlichen Impuls, Liebe zu üben, um die langgehegte Einheit des einen Volkes, der geeinten Nation wiederzuerlangen.

Unsere Vorfahren haben nicht nur das aufgebaut, was wir heute als UCC sind, sie haben vielmehr vor allem dafür Sorge getragen, dass diese Kirche dem Evangelium gemäß für die Nächstenliebe eintritt, so wie Jesus uns zuerst geliebt hat.

Mein Versprechen für Sie, für Euch heute ist dieses: In den heutigen Zeiten werden wir von Gottes Liebe und Menschenfreundlichkeit Zeugnis ablegen, Liebe und Menschenfreundlichkeit gegenüber allen Menschen. Wir hoffen dabei, dass Hass und Angst überwunden werden, auf dass Hass und Angst uns nicht voneinander trennen. Um den US-amerikanischen Autor Rob Bell zu zitieren: „Love wins – Liebe gewinnt!“

Ich habe einmal Barb Munzel getroffen, eine Pfarrerin der Presbyterianer mit einem harten deutschen Akzent. Sie wuchs in Deutschland während des Zweiten Weltkrieges auf. Ihr Elternhaus stand in der Nähe eines Konzentrationslagers, vom Lager nur durch eine Mauer getrennt, über die sie nicht hinüberschauen konnte. Ihre Familie war sehr arm. Sie erinnerte sich an ihre Großmutter, die jeden Tag einen Laib Brot so aufteilte, dass jeder in der Familie ein gleichgroßes Stück bekam; ihre einzige Mahlzeit am Tag. Die Großmutter, so berichtete es Barb, nahm ihr Stück Brot, teilte es in zwei Hälften und warf einen

² Die sog. „House-divided-Rede“ ist eine Rede, die Abraham Lincoln am 16. Juni 1858 im Old State Capitol in Springfield, Illinois, hielt. Er sagte: „Jedes Haus, das in sich uneins ist, wird nicht bestehen. Ich glaube, dass diese Regierung auf Dauer nicht überleben kann, indem sie halb für die Sklaverei ist und halb für die Freiheit.“ Lincoln warnte in seiner Rede vor der Spaltung der Nation und dem Ausgreifen der Sklaverei auf die Territorien und Bundesstaaten, in denen sie wie in Illinois illegal war.

Teil über die Mauer in das Lager. Sie tat das, obwohl es sehr gefährlich war, so zu handeln. Ein Akt der Liebe und Menschenfreundlichkeit, die ihre Enkelin dazu brachte, überall, wo sie hinkam, Liebe zu üben.

Wenn sich doch immer mehr von uns dieser Liebe und Menschenfreundlichkeit verpflichtet wüssten, sich dafür einsetzten! Wenn wir doch Gerechtigkeit und Solidarität nach Kräften unterstützen würden und so die Stimme derer verstärken würden, die am Rand stehen! Wenn wir das unseren Kindern beibringen würden, wenn wir so unseren Glauben leben würden, dann wäre das ein echtes Gegenmittel gegen das Gift des Hasses und der Angst, das sich mit wachsendem Faschismus verbindet. „Love wins – Liebe gewinnt!“

Die UCC macht sich auf den Weg. Sie unternimmt jeden Tag, was in ihrer Kraft steht, damit diese Liebe Wirklichkeit wird. Willst Du nicht dabei sein ...?

(Übersetzung: Dr. Albrecht Philipps)